

Aus der Geschichte von Stein am Rhein

Autor(en): **Stiefel, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **231 (1952)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375450>

Nutzungsbedingungen

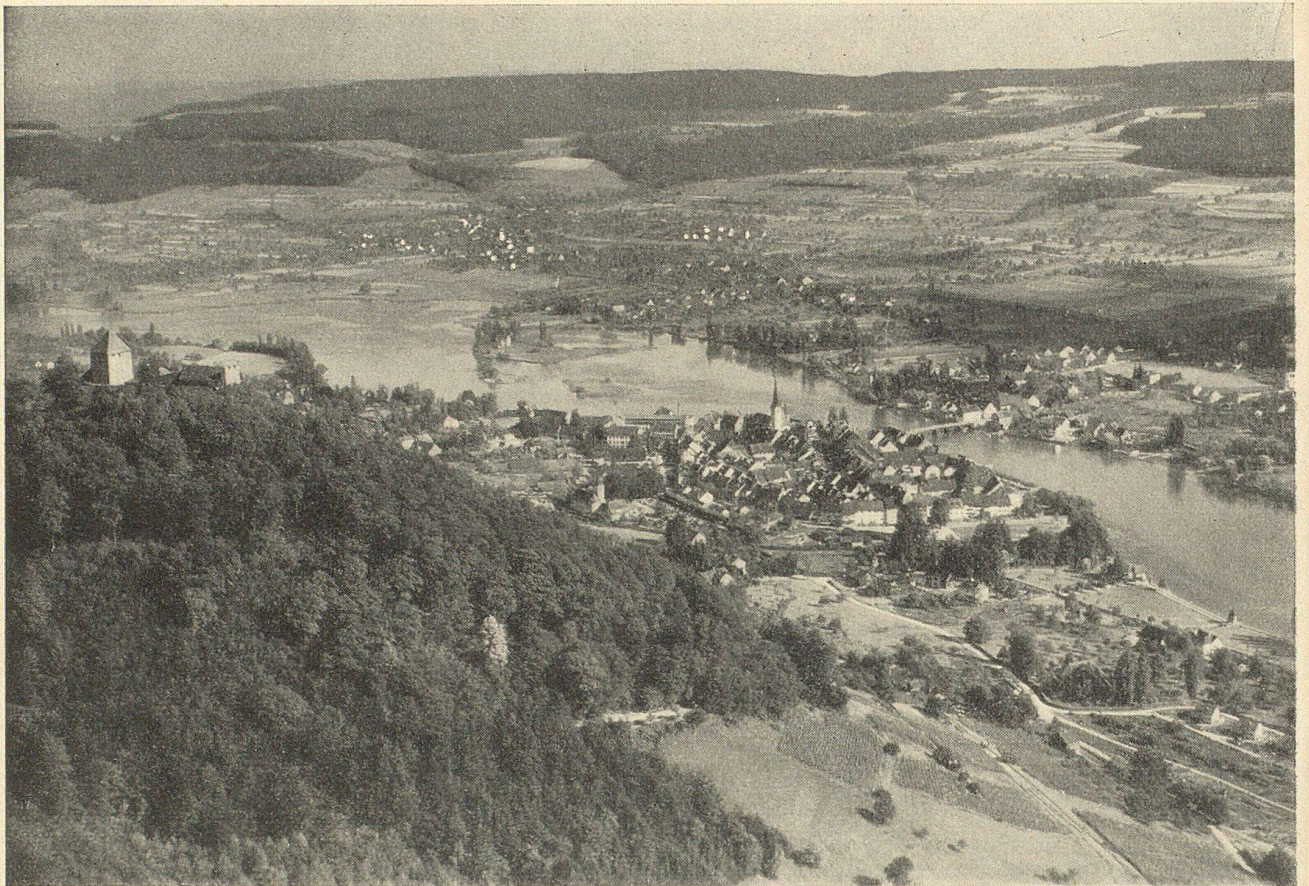
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Städtchen Stein am Rhein

(Swissair-Fliegeraufnahme)

Aus der Geschichte von Stein am Rhein

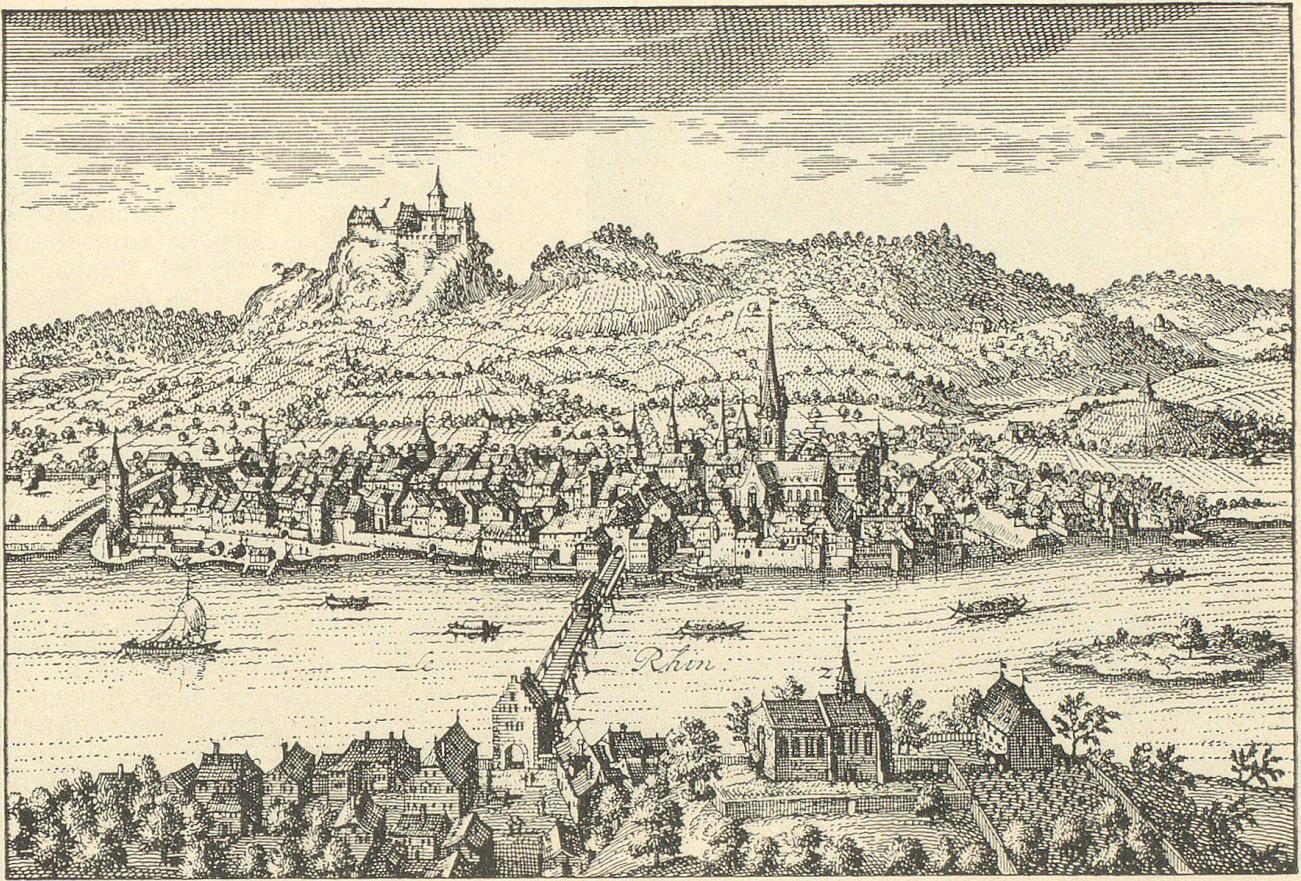
Von D. Stiefel, Schaffhausen

Als Gott die Erde erschaffen hatte, setzte er sich auf der Höhe nieder, die wir jetzt Schienerberg nennen, schaute mit Wohlgefallen auf sein Werk und sprach: „So, est hör' i.“ Mit diesem naiven Geschichtlein suchte der Volksmund den Namen der keilförmig zwischen die beiden Zipfel des Untersees vorstößenden Gegend, der „Höri“, zu deuten, an deren südwestlicher Wurzel mein Heimatstädtchen liegt. Es erklärt dem empfänglichen Gemüt auch dies: Wenn hier das Ende der Schöpfung war, und weil das „Ende gut, alles gut“ am besten auf das göttliche Werk paßt, durfte ihr herrlicher Urheber sich wahrhaftig freuen. Spiegelt sich aber diese stille, liebevolle Feierabendfreude nicht in der freundlichen, lieblichen Landschaft gerade auch Steins?

Lieber Leser vom grünen Hochland am Alpstein – denn Dir vor allen gilt ja mein Gruß –, auch Dir werden Augen und Herz sich weit auftun ob diesem Bilde, und Du wirst erkennen, wie sein Meister die Menschen geführt und angewiesen hat, in sein Werk ihre Werklein zu fügen zu einer Einheit von besonderem Reiz, diese zu erfüllen mit einem Leben, einer Geschichte

gar reicher Art. Sieh, wenn Du zu Schiffe herabkommst – so ist's am schönsten –, kaum ist der Rhein dem Seebecken entströmt, weitet er sich schon wieder und umfängt ein flaches Inselgrüppchen! Rechts und links treten Klingenberg und Seerücken sich näher, auch die Uferstreifen, und dann schwingt sich ein Brückenbogen vom einen zum andern. Daran schließen sich Siedlungen, zu Füßen des Zwiebelturmfirchleins „auf Burg“ der Häuserstreifen „Vor der Brücke“, gegenüber das Städtchen mit seinem selten schlanken Kirchturm; im Flusse spiegelt sich das Kloster, und auf der Bergkuppe hast Du schon längst die Burg erspäht.

Zum Durchgang ist dieser Erdenfleck bestimmt. Als erster Passant hat der urzeitliche Rheingletscher auf den Nordostrand des inselhoch geschichteten Geschiebes ein Stück Alpengneis, den „Werdlistein“, zum Andenken gesetzt. Nach einer Annahme hat dieser Block dem spätern Städtlein den Namen gegeben. In seiner nächsten Umgebung trafen im dritten Jahrtausend vor Christus wandernde Menschen der Steinzeit vom Abend und von Mitternacht zusammen. Seit 1858 und beson-



Stein am Rhein nach einem Stich von Merian 1778.

Im Vordergrund die Holzbrücke mit dem Brückenkopf, rechts davon das Kirchlein von Burg, einst ein römisches Kastell.
Im Hintergrund die stattliche Burg Hohenklingen.

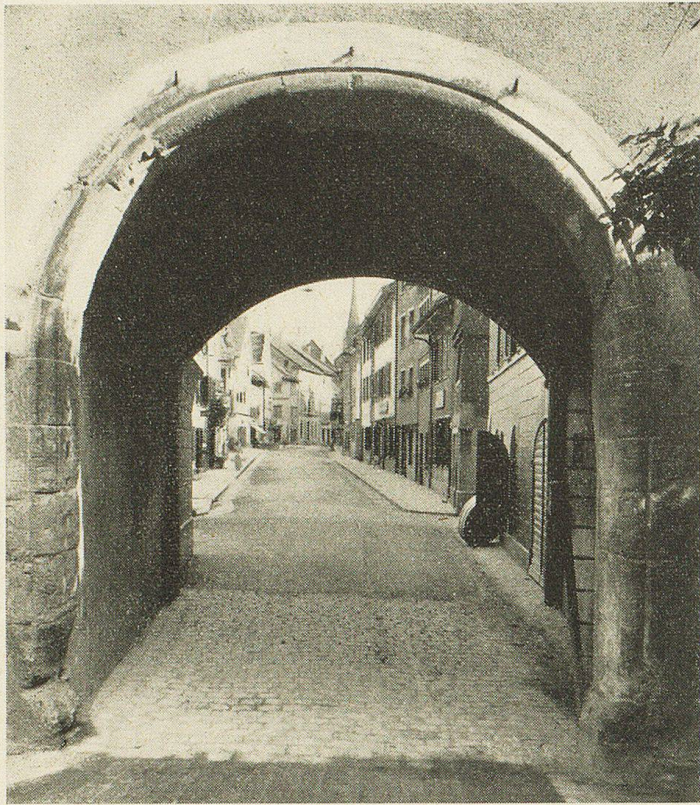
ders in den 1930er Jahren durch Herrn Keller, Darnuz, zer wurden eine Siedlung von sogenannten West-, eine spätere von Nordleuten und obendrein auch Bronze-funde zu Tage gefördert. In der Flussweitung unterhalb des Städtchens lag ein anderer Pfahlbau. Daß unsere Gegend auch von Kelten bewohnt war, liegt nahe; die alte Ansicht, das vom Geographen Ptolemäus erwähnte Sanodurum sei eine Helvetierstadt auf dem Boden zwischen Untereschenz und Burg vor der Brücke gewesen, ist von der neuzeitlichen Forschung allerdings aufgegeben worden.

Die Römer eröffneten in diesem günstigen Gelände die dauernde Rheinüberquerung: Wohl noch vor dem Jahre 50 n. Chr. entstand, gestützt auf das Ostende der Werbinseln, eine Holzbrücke, und über sie stieß vom Thurtal, Pfyn und dem Seerücken her eine Straße nach dem Hegau und der obern Donau vor. Um ihren südlichen Zugang entwickelte sich die ansehnliche Ortschaft Sasgaetium, am sonnigen Fuße des Klingenberges eine Nachbarin, seit das Reich an der Donau gesichert war. Als dann aber im 3. Jahrhundert die Alemannenslut immer gewaltiger heranbrandete und gegen sie eine neue Rheinbefestigung angelegt wurde, erhob sich 294 auf der steil gegen die heutige Brücke abstürzenden Stufe (die römische Brücke mag hieher verfestet worden sein) ein

Steinkastell, neben Senedo (Zurzach) der Hauptstützpunkt in der vordersten Linie. Wie lange sie sich im Sturme gehalten hat? Die spätesten Münzfunde von Sasgaetium reichen in die Mitte des 5. Jahrhunderts.

Nachdem bereits vierzig Jahre früher der große alemannische Glaubenszeuge, Abt Dithmar von St. Gallen, als Gefangener auf Werd gestorben, erscheint 799 die erste urkundliche Spur eines Gotteshauses, das die zu Christus bekehrten Eindringlinge und Ansiedler im zerfallenden Schrägviereck jener römischen „Heidenmauer“ (wie man später sagte „auf Burg“) gebaut hatten. Walahfrid Strabo jedoch, der große Reichenauer Mönch, führt in seiner St. Gallus-Biographie endlich unsern «locus qui dicitur Stein» herauf.

Dieser „Ort, welcher Stein heißt“, offenbar ein Bauern- und Fischerdörfchen, soll nach alter Chronik-überlieferung 966 zum Schutz gegen die Ungarn befestigt worden sein. Seine mit schriftlichen Dokumenten belegte Geschichte hebt freilich erst 1007 an und zwar mit dem vom Herzogspaar Burkhart und Hadwig von Schwaben auf dem Hohentwiel gegründeten St. Georgs-Klösterlein, das eben damals durch König Heinrich II. an den Rhein verlegt und dem Bistum Bamberg einverleibt worden war. Die Ortschaft Stein wird erst 1094 als befestigt und 1267 als Stadt bezeichnet.



Blick durchs Untertor in die Unterstadt
(Phot. Wuhrmann, Stein a. Rh.)

Stein heißt mit gutem Grund „am Rhein“. Mehr als Fische führte er ihm Verkehr zu und förderte seinen Handel; da weiter unten Felsblöcke und Geschiebemassen die Durchfahrt hinderten, mußten wenigstens größere Schiffe hier umgeladen werden, und weil er sich hier zugleich zum erstenmal seit Konstanz überbrücken, Hegau und Thurgau verbinden ließ, verschaffte er dem Platz die Rolle einer Drehscheibe. Deshalb entfaltete sich zwischen den Fischern und Schiffern am Ufer und den Bauern gegen den Berghang hin dank dem Marktrecht und auf dem Grundbesitz des Klosters eine Händler- und Handwerkeriedlung und umgürtete sich samt den nächsten Anstößern mit dem charakteristischen halb-kreisförmigen Mauerring.

Hatten die Mönche am Rheinufer eine freundliche, bequeme Wohnstätte gefunden, so setzten sich ihre Schirmherren auf dem weithin schauenden Nagelslufkopf des Klingenberges fest. Hier erstand, vielleicht noch im 11. Jahrhundert, als Walter I. von Klingen (von Altenklingen ob Märstetten im Thurgau) im Namen der bambergischen Obervögte von Zähringen amte, aus mächtigen Findlingsblöcken und Quadern der Bergfried als feste Warte, die sich später zur stattlichen Burganlage ausweitete, nachdem Walters Nachkommen die Vogtei über Kloster und Stadt als unmittelbares Reichslehen empfangen hatten. Diese Freiherren von Hohenklingen übten als Inhaber der Militärhoheit, der hohen Gerichtsbarkeit, des Geleit- und Zollrechts sowie

der Vogtsteuer einen recht maßgebenden Einfluß auf die Geschichte Steins aus. Sie brachten infolge finanzieller Schwierigkeiten 1359 die Hälfte ihrer Herrschaft unter Österreichs Pfandrecht und verkauften die ganze 1419 und 1433 an Kaspar von Klingenberg. In ihrer Grabkapelle an der Nordseite der Stadtkirche hält ein Fresko die Erinnerung an dieses Geschlecht wach. Auch die neuen Vögte, ehemals Dienstleute aus der Gegend von Homburg auf dem Seerücken, nun aber mit Hauptsitz auf dem Hohentwiel, mit Österreich noch stärker und dazu mit dem fehdelustigen Hegauer Adel verknüpft, gerieten bald auf die schlimme Rutsche, und jetzt mögen die Steiner gefunden haben, es sei Zeit zum Abspringen. Sie entschlossen sich zum schweren „Supf“ und kauften ihnen laut Urkunde vom 22. Januar 1457 Burg und Herrschaft Hohenklingen ab.

Man freute sich nun natürlich stolz über die erworbene Reichsfreiheit und hoffte, mit Hilfe der Schirmvogtei allmählich auch die Klosterherrschaft abstreifen zu können. Allein die Last der Schuldbriefe drückte schwer; die reichsten Bürger hafteten dafür. Hinzu kam die politische Bedrängnis; denn Österreich konnte immer noch seine Pfandansprüche geltend machen, und nach dem Verluste Schaffhausens, bald auch des Thurgaus samt Dießenhofen mußte ihm an diesem Brückenkopfe besonders gelegen sein. Nur die Anlehnung an die Eidgenossenschaft versprach dem kleinen

Gemeinwesen Rettung. Deshalb schloß Stein 1459 einen Bund mit Schaffhausen und dem nordwärts ausgreifenden Zürich – auf dem Fuße der Gleichberechtigung. Als dann aber geschah, was die No e Wili-Mordnachtjage andeutet (innere Spaltung in eine eidgenössisch und eine österreichisch gesinnte Partei, gewaltsamer Zugriffsversuch Österreichs), und weil die Munotstadt den abgelaufenen Vertrag nicht erneuerte – was blieb anderes? –, da warf sich der Kleine auf der Flucht vor den Fängen des Adlers 1484 in die Pranken des Zürileuen allein und opferte für sein Schutzbündnis und Schuldentlastung – praktisch gesagt – seine außenpolitische Freiheit.

Stein sah sich nun in der widerspruchsvollen Lage, wirtschaftlich und kulturell dem österreichisch-deutschen Hegau- und Bodenseegebiet anzugehören, politisch und militärisch jedoch als eidgenössisch feindliche Spitze darein zu stechen. Gleich im Schwabenriege fiel ihm die Aufgabe zu, mit seinen Posten auf Hohenklingen und Wolfenstein (gegen den Hegau vorspringender Bergsporn) das spähenbe Auge, mit Befestigung und Mannschaft, die von Zürich verstärkt war, die Krallen des Löwen zu spielen, auch als Ausfallstor der Schweizer zu dienen.

Daneben erkannte man immer deutlicher das Streben der Politiker an der Limmat, die Schirmherrschaft in Landeshoheit auszuweiten. Im Streite der Bürger mit dem Abt um die Ausübung der Kastvogteirechte erklärte



Der Rathausplatz in Stein am Rhein mit dem Rathaus und den mit Renaissance-Fassadenmalereien geschmückten Häusern aus dem 16. Jahrhundert.

(Phot. Wehrli A. G.)

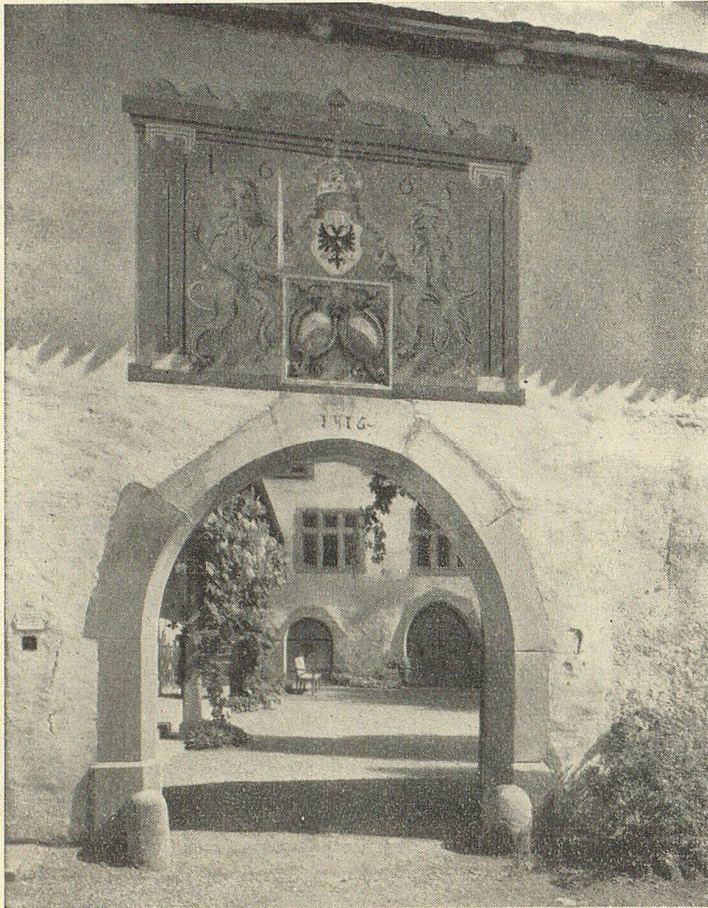
der Leu: „Ich bin die Oberhoheit des Klosters; denn es ist mit mir verburgrecht“, und als sie hofften, durch die Reformation ans Ziel zu gelangen, knurrte er: „Der Oberhoheit gehören des Klosters und des Bischofs Rechte.“ Es nützte wenig, daß Erasmus Schmid, der feurige Vorkämpfer der neuen Lehre in Stein, ein Freund Zwinglis war, und anderseits war man bei der wachsenden konfessionellen Spannung über Zürichs schirmende Hand auch wieder froh.

In der Kirche auf Burg drüben, im Bereich der gemeinen Herrschaft Thurgau, predigte im gleichen Sinne Pfarrer Johannes Dechli. Den ließ der Landvogt zu Frauenfeld im Juli 1524 nächstlicherweile entführen, um ihn den katholischen Orten auszuliefern. Da jagten die Steiner, schon längst gespannt und erregt, auf den Alarmschuss des Klingenschwerts den Schergen nach, verstärkt durch Stammheimer und Nusbaumer Glaubensgenossen, bis an die Thur, aber erfolglos. Hier auf suchten die wütenden Scharen die Karthause Ittingen heim und kam es in der Morgenröthe durch zügellose Hitzköpfe zu jener bedauerlichen Plünderung und Brandstiftung, welche das Badener Strafgericht mit dem Tode der unschuldigen Untervögte Wirth und Rüttimann rächte. Steiner Blut floß nicht, weil sich Zürich in unserm Städtchen Untersuchung und Bestrafung allein vorbehielt und natürlich glimpflicher verfuhr.

Abt David von Winkelsheim, der kunstsinige Hu-

manist, mochte sich seines Sitzes nicht mehr recht freuen, den er eben noch so köstlich ausgebaut und im Stil und Sinne der Spätgotik und Frührenaissance zu einem Kleinod seiner Art gestaltet hatte. Der Greis übergab 1525 das Kloster seiner Schirmherrin Zürich und erhielt für sich und die bleibenden Mönche Obdach und Unterhalt. Doch trieb ihn die sozusagen in Haft artende Behandlung bald zur Flucht nach Radolfzell, wo er seinen Verzicht widerrufen, aber schon im nächsten Jahr starb. Zürich hatte wegen der Stiftsgüter und Gefälle im Hegau mit Davids Nachfolgern (außerhalb Steins, zuletzt in Petershausen bei Konstanz) und der österreichischen Herrschaft Nellenburg noch jahrzehntelang schwere Streitereien auszufechten. Im Kloster St. Georgen residierten fortan zürcherische Amtleute als Verwalter. Den Steinern öffnete man gnädigt die romanische Klosterkirche, weil die alte Leutkirche des Fischpatrons Nikolaus zu eng geworden - dies war ihr ganzer Gewinn -; auf der Kanzel indessen standen seit etwa 1560 Zürcher. Welch bittere hundert Jahre!

Anderseits erscheint gerade jene Epoche politischen Ringens und Entfagens als eine Zeit wirtschaftlicher und kultureller Blüte. In dem von Zürich gesteckten und gesicherten Rahmen vollzog sich ein Aufschwung, von dessen Früchten noch späte Geschlechter zehrten, von dem das heutige Antlitz des Städtchens zeugt. Schon der



Portal des Klosters St. Georgen mit Blick in den Klosterhof
(Phot. Wuhmann, Stein a. Rh.)

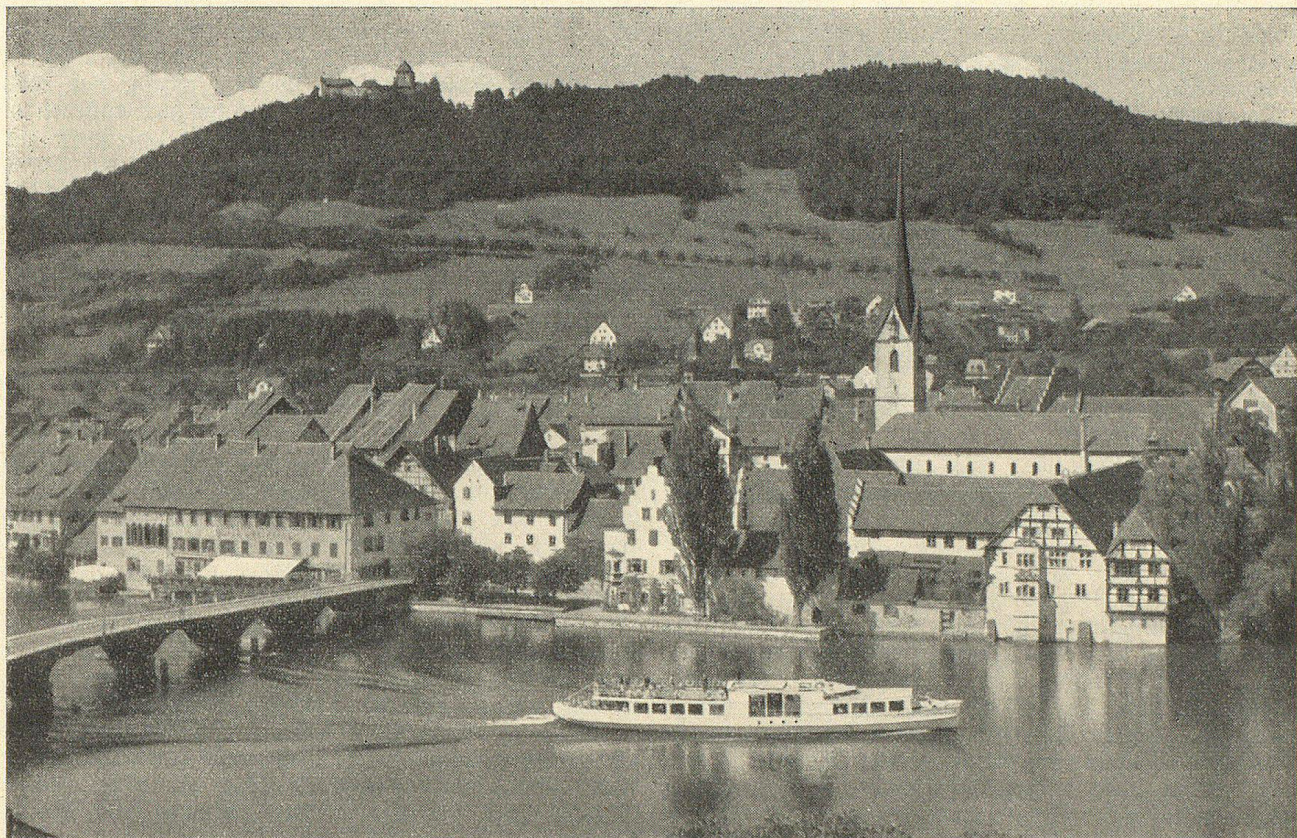
Mut, die Herrschaft Hohenklingen zu kaufen, muß doch finanziell einigermaßen begründet gewesen sein. 1468 wurde der Besitz des Bororts Bor der Brücke (ein Teil war mit Hohenklingen erworben) vervollständigt; die Kirchenhoheit auf Burg gelangte freilich an Einsiedeln und blieb ihm bis 1836; Hochgericht und Mannschaftsrecht rissen 1504 die den Thurgau regierenden Orte an sich, wurden aber 1712 als Gewinn aus dem zweiten Villmergerkrieg von Zürich den Steinern zurückgewonnen. Es folgte 1539 der Kauf der Obervogtei Ramsen im Hegau mit einigen Höfen, 1575 derjenige von Wagenhausen, Bleuelhausen, Rheinklingen drüben auf dem linken Ufer. Mit dem Gredhaus, d. h. der Länd- und Lagerstätte des Schiffsverkehrs, hatte die Stadt schon 1493 dem Kloster eine Haupteinnahmequelle abgenommen; das heutige Gasthaus zum Rheinfels an der Brücke zeigt noch die stattliche Fassade des gotischen Zubaus. Waren hier oberbayerisches und österreichisches Salz und Wein, so auf dem großen Markt süddeutsches Getreide Haupthandelsartikel. Dieses schwäbisch-schweizerische Korngeschäft hat sich in den letzten Jügen bis zum ersten Weltkrieg gehalten. Auf besondern Plätzen gab es auch, dem bedeutenden Rebbaun entsprechend, einen Schaub. (Stroh zum Binden) und einen Steckenmarkt.

Nachdem sich die Bürgerschaft eine eigene Stadtverfassung gegeben hatte, schmückte sie 1539 jenen Sammelplatz ihres Lebens, wo die Straßen aus Hegau, Höri und Thurgau sich treffen, mit einem stattlichen Korn- und Rathhaus aus Fachwerk, und die hablichen Anwohner trugen das ihre bei, um hier ein einzigartiges Kleinstädtidyll zu schaffen. Die „Obere Stube“ markiert als Kunsthaus die Bedeutung der Kaufleute; der „Weiße Adler“ ist in der Kunstgeschichte bekannt durch seine Fresken, die ältesten Renaissance-Fassadenmalereien der deutschen Schweiz, die auf etwa 1520 datiert und Thomas Schmid zugeschrieben werden, dem Hauptmeister des Festsaales im Kloster. Mit ihm beginnt eine ganze Schau solcher Werke bis in unser Jahrhundert. Auf der Seite des Eidgenossen überm vieleckigen Brunnen reihen sich in spätgotischen Fensterfronten Zieraten und Allegorien, biblische und historische Darstellungen in bunten Farben. – Was einwärts die Freude am Schönen, vollendete gleichzeitig nach außen die Drangsal des Lebens, das Bild der wehrhaften mittelalterlichen Stadt mit Spitzhauben- und Treppengiebeltürmen und Vorwerken, das Stumpfs und besonders Merians Chronik so malerisch überliefert hat.

Der dreißigjährige Krieg, begleitet von zwei schweren Pestausbrüchen, traf das ins Kampfgebiet vorgeschobene Stein sehr hart, störte Handel und Verkehr und hielt die Bürgerschaft durch die Ereignisse in Hegau und Höri, aber auch durch die religiöse Spannung unter den Eidgenossen in Angst und Atem. Als im Sommer 1633 die Besatzung durch den Abzug der Zürcher Garnison

geschwächt war, rückte am 28. August überraschend der Schwedengeneral Horn an und erzwang die Erlaubnis zum Durchmarsch über den Rhein gegen Konstanz. Die Folge davon war, daß der Glaubenshader der Schweizer im sogenannten Kesselringhandel gefährlicher aufflackerte und die Steiner sich nun auch am Südennde der Brücke schärfer denn je gegen die im Thurgau vorherrschenden katholischen fünf Orte vorsetzen mußten. Dann folgten fünf Belagerungen der württembergischen Bergfeste Hohentwiel, die der Kommandant Wiederhold durch kühne Ausfälle und Raubzüge beantwortete. Unter dem Druck der Gefahren und zürcherischen Drängens entschloß sich Stein endlich 1643, nachdem frühere Projekte liegen geblieben waren, zum Bau einer modernen, stärkern Wehranlage, und so entstand in etwa dreijähriger Arbeit unter Hans Georg Werdmüllers Oberleitung um den alten Mauerhalbring ein halber Stern mächtiger Schanzen mit doppeltem Graben und Palisadenfranz.

Während so das Städtlein an der Nordgrenze der Eidgenossenschaft, stand in der Südostecke Europas einer seiner Bürger auf gefährlichem Abwehrposten: Johann Rudolf Schmid, den ein wunderbares Geschick durch türksche Sklaverei in den Dienst des Wiener Hofes



Blick auf das heutige Stein a. Rh. von der Burg aus. Im Vordergrund über dem Rhein das pappelgeschmückte ehemalige Kloster St. Georgen. (Photoglob Zürich)

geführt hatte, hielt als Vertreter dreier Kaiser in Konstantinopel drei Sultane jahrzehntelang vom Eingreifen in den großen Krieg ab. Obwohl zum Freiherrn von Schwarzenhorn geadelt und in höchste Ehren erhoben, bewahrte er der Heimat eine rührende Anhänglichkeit; darum schenkte er den Mitbürgern mit seinem Porträt den vielbewunderten 72 cm hohen Prachtpokal, der seither bei festlichen Anlässen und Empfängen voll Steiner Rotwein kredenzt wird, und die Nachwelt hat den letzten Besuch des Einzigartigen an die Fassade seines Geburtshauses „Zum schwarzen Horn“ malen lassen.

Zür Stein kehrte die gute alte Zeit nicht wieder. Die kriegerischen Ereignisse in der deutschen Nachbarschaft, namentlich die französischen Erbschafts- und Raubkriege, gingen immerhin vorüber; Verknöcherung, Verspleißbürgerung und innenpolitische Entartung waren sozusagen zeitgemäß. Der Barock- und Rokoko-prunk einiger Häuser redet zwar von heiterem Wohlstand ihrer Besitzer. Aus auffällig vielen, Dutzenden von Chronik- und Sammelbänden des Schulmeisters Isak Better, des Säckelmeisters Hans Georg Winz und des Bürgermeisters Hans Konrad Winz lesen wir indessen von Stolz und Wehmut über die Vergangenheit, Gram und Sorge um Gegenwart und Zukunft. Die mittelalterlichen Handels- und Verkehrsprivilegien wurden angefochten; seit auf Drängen von Bodenseestädten und

Schaffhausen die Hindernisse im Rhein beseitigt waren, konnten selbst große Schiffe durchfahren, verlor Steins Lände, Lager- und Zollstätte, verloren auch seine Bootsführer an Bedeutung und Verdienst. Konstanz und Schaffhausen rissen den Umschlag und die Weiterbeförderung ins Innere der Schweiz mehr und mehr an sich.

Auf diesem wirtschaftlichen Krisenboden verschärfte sich die Unzufriedenheit über Zürichs Vormundschaft. Trotzig stolz ließen sich die Steiner gegen den Willen ihrer Schutzherrin auch nach dem westfälischen Frieden, in dem doch die völlige Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft festgelegt worden war, ihre Reichsfreiheit vom Kaiser weiter bestätigen, beharrten gegen ihren Willen auf einer Werbeerlaubnis an Preußen, bestritten ihr die Landeshoheit. Man rechnete mit der Hilfe des Reichsoberhauptes – vergeblich. Zürich schlug zu, besetzte und entwaffnete am 9. März 1784 das Städtchen, das nun der Übermacht doch keinen tätlichen Widerstand zu leisten wagte. Der Rebellenbürgermeister Hans Konrad Winz starb im Zürcher Gefängnis.

Trotzdem verstummte und ersticke die Freude über die «liberté, égalité» von 1798 bald unter Einquartierung, Ausplünderung, Krieg. Am 4. April 1799 steckten die zurückweichenden Befreier die Rheinbrücke in Brand; die nachfolgenden Österreicher ließen sie flicken, die bei Zürich geschlagenen Russen zum Seil abbrechen,

und General Secourbe, der dann am 1. Mai 1800 die feindliche Stellung in Stein durch seinen Rheinübergang bei Hemishofen aufrollte, befahl sie abermals in standzustellen.

In jenem Nachbardörfchen Hemishofen wirkte zu dieser Zeit der Steiner Bäckersohn Johannes Büel als Pfarrhelfer und Schulmeister und gewann durch seine Lehrweise einen solchen Ruf, daß ihn Minister Stapfer zur Mitarbeit einlud, um das helvetische Bildungswesen zu reorganisieren. Weil aber diesem ländlichen Praktikus die Kollegen in Luzern zu sehr als Theoretiker vorkamen und er sich auch von seinen nächsten Mitbürgern abgestoßen fühlte, zog Büel nach dem frühen Tode seiner Frau ins Reich hinaus, wurde vom Herzog von Sachsen-Gotha zum Hofrat erhoben und wirkte nachher lange Jahre als herrschaftlicher Privat-erzieher in Wien.

Das 19. Jahrhundert wies unser Städtchen endgültig in die Rolle des Kleinen. Durch die helvetische Verfassung seiner alten Vorrechte beraubt, politisch mit Hemishofen, Ramsen und Buch als isolierter oberer Kantonsteil der alten, erfolgreichern Konkurrentin Schaffhausen untergeordnet, nordwärts durch die großstaatliche Entwicklung, südwärts durch die eidgenössische Zersplitterung in Handel und Verkehr beeinträchtigt, von der mit denselben Nöten ringenden Hauptstadt beiseite gelassen, 1863 durch einen Großbrand, dann durch den Nationalbahnkrach schwer betroffen, durchlebten die Steiner Jahrzehnte neuer Bitternisse und Nöte, bis es ihnen gelang, ihre Existenz frisch zu unterbauen. Eisenbahnverbindungen und vorteilhafte Steuer- und Arbeiterverhältnisse zogen etliche Industrien an

(zuerst die Schuh-, Sessel-, Feigwaren- und Uhrenschalenfabriken). Bahnanlagen und Fabrikbetriebe blieben jedoch bescheiden, hielten sich außerhalb der Mauern und störten Stadtbild und Ruhe so wenig, daß auch Privatiers sich gern mit ihrem Kapital hier ansiedelten, seit die florierende Spar- und Leihkasse zusammen mit den Gemeindegütern die Steuern zahlte. Stein wurde gegen die Jahrhundertwende ein um seine Häßlichkeit beneidetes und immer mehr auch als kulturhistorisches und landschaftliches Kleinod erkanntes Paradieschen und Ziel des Fremdenverkehrs. Unter den Bürgern der Neuzeit, die durch ihre Leistungen auch den Namen der Heimat ehrend bekannt haben (voran Robert Oehm, Professor für Chemie an der ETH und Präsident des schweizerischen Schulrates Ulrich Krönlein, Professor für Chirurgie in Zürich, Theodor Vetter, Professor für Englisch und Rektor der Universität und der ETH in Zürich) verdient Professor Ferdinand Vetter (Universität Bern) besonders Dank für seinen forschenden und bewahrenden, Interesse weckenden und verbenden Eifer zugunsten der kunstgeschichtlichen Schätze Steins, namentlich des Klosters.

Stein am Rhein hat in den letzten Jahrzehnten schwere Schläge erlitten, infolge des ersten Weltkrieges durch den Zusammenbruch seiner Bank große Vermögensverluste und damit den Untergang seiner Steuerfreiheit, am 22. Februar 1945 die furchtbare Bombardierung aus der Luft; es hat die Schäden nach Möglichkeit behoben und ist geblieben, was seinen Reiz und Wert ausmacht: das alte, hübsche, heimelige, heitere Städtlein mit Ringmauer und Türmen, mit Markt, Kloster und Burg, mit Rebhang und Rhein.

Wie er dennoch dazu kam

Von Hans Beat

Es war in der ersten Zeit des tausendjährigen Reiches. Nicht jenes Reiches, von dem der Seher Johannes im letzten Buch der Bibel spricht. Das andere hatte angehoben, da der Gog und Magog ihre grausen Mäuler groß aufrißen und aus ihnen Schwefel und Phosphor zum Leiden und Sterben ungezählter Menschenkinder wie einen roten Todesqualm aus dem Abgrund der Hölle austiefen.

Ein Sendling dieses Reiches zog auf einem Bergsträßchen unseres Landes seines Wegs, die Karte prüfend und mit der Wirklichkeit vergleichend, die Breite der Wegspur und den Durchlaß, den die Häuser ihr noch ließen, sich notierend, denn alles mußte ja gut vorbereitet sein für den Tag, da auch unser kleines Land heimkehren sollte ins große tausendjährige Reich. Mittlerweile war dieser Vorbote im Lodenrock, auf dem Kopfe das grüne Jägerhütel mit dem strammen Gamsbart hintendrauf, wieder in ein Dörfchen gelangt, das mit der Gründlichkeit, wie das im tausendjährigen Reich sich gehörte – die kleinste Kleinigkeit konnte ja wichtig sein –, durchforscht wurde.

So konnte seinen Späheraugen nicht entgehen, wie ein junger, kräftiger Bergbauer in einer fröhlichen Besonnenheit über eine fast mannshohe Einfriedung bedächtlich seine Augenweide hielt. Es war auch eine. Im

warmen Dreck lag eine gewaltige Sau mit acht quieklebendigen, rosigen Säulein.

„Su'n Tach“, sagte der mit dem Gamsbart zu dem mit der Pfeife im Mundwinkel, denn jener war am Gatter jetzt aufgetaucht.

„Ben di“ kam die Antwort auf romanisch und auf betont unfreundlich. Die unverständenen Worte und die wohlverstandene Unfreundlichkeit reizten den Kundschafter.

„Sie woll'n mich wohl verulken, na, warten Sie nur, wenn diese Schweine fett sind, werden wir mit unserem Führer kommen und sie verspeisen.“

Der Bergbauer, der bis jetzt nichts als die zwei romanischen Worte gesagt, und kein Zeichen von sich gegeben, daß er ein deutsches reden konnte, kam langsam auf den Fremden zu, packte ihn mit der einen Hand am Rockragen, mit der anderen am Hofenboden und warf ihn mit einem Schwung über die Bretterwand in den Dreck und Frieden der Bierbeiner mit der freundlichen Einladung: „Sang doch jetzt schon z'frassen an!“

Dort drinnen war der Frieden hin, wie es zumeist ging, wo diese Vorboten erschienen. Die Säulein quiettschten auf, die Alte grunzte, bedrohlich sich erhebend. Und jetzt hob eine Sauhaß an in ungewohnter Reichen-